Nemesis.

Criminal-Geschichte
—von—
Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

Heute Morgen. Mein Bruder hat versprochen, ihn selbst zu bringen; wenn Du einige Zeit warten willst, kannst Du Dich selbst davon überzeugen.

Ich habe keine Zeit dazu, außerdem zweifle ich auch, daß Dein Bruder Wort halten wird.

Wer giebt Dir das Recht zu solchem Zweifel? rief Bertha unwillig.

Dein Bruder selbst. Sein ganzes bisheriges Leben würde mich dazu berechtigen. Ich habe indeß noch einen besonderen Grund zu diesem Zweifel. Hätte Dein Bruder die Absicht gehabt, sein Versprechen zu erfüllen, so würde er den Schmuck nicht verkauft haben.

Bertha erbleichte. Sie schwankte einen Moment lang, ob sie ihrem Manne Alles offen gestehen sollte—der Stolz und Trotz in ihr ließ es nicht zu.

Hast Du Beweise, daß er dies gethan hat? warf sie ein.

Ich habe die Beweise. Der Goldschmied Hagen hat mir den Schmuck heute Morgen gebracht. Dein Bruder hat ihm denselben für vierhundert Thaler verkauft; hier ist er.

Er nahm das Bertha nur zu gut bekannte Kästchen, welches den Schmuck enthielt, aus der Tasche und öffnete es.

Genügen Dir diese Beweise? fügte er etwas spöttisch hinzu. Ich habe an dem Schlosse keine Verletzung gesehen. Der Goldschmied hat ihn so gekauft, wie er hier ist. Dein Bruder hätte etwas vorsichtiger sein sollen—denn von demselben Goldschmied habe ich ihn einst gekauft, und er hat seine eigene Arbeit sofort wieder erkannt! Weshalb hast Du Deinem Bruder den Schmuck überreicht?

Bertha schwieg. Sie wußte nicht, was sie erwidern sollte.

Weswegen hast Du Deinem Bruder den Schmuck gegeben? wiederholte er noch einmal. Antworte mir!

Sie zitterte leise. Mit Gewalt suchte sie es zu unterdrücken. Der herrschende Ton seiner Stimme erzürnte sie.

Ich habe Dir den Grund schon gesagt, gab sie zur Antwort.

Und Du bestehst darauf?

Ich wüßte nicht, was für einen andern Grund ich Dir angeben sollte.

Das weißt Du nicht, sagte Börner spöttisch. Ich hätte erwartet, daß Du mir die Wahrheit gesagt haben würdest. Oder hast Du erwartet, daß ich mich in so leichter, gleichgültiger Weise durch Dich täuschen lassen werde? Nicht einmal Deiner Klugheit macht diese Unwahrheit Ehre.

Unwillig wandte sie sich von ihm weg. Sie that es indeß nur, weil sein durchdringender Blick auf ihrem Gesichte ruhte und ihre Fassung mehr und mehr schwand. Noch jetzt wäre es vielleicht Zeit gewesen, durch ein offenes Bekenntniß Börner's Vertrauen zu gewinnen. Ihr Trotz gestattete es nicht. Es kam auch ein Gefühl der Scham hinzu. Jahre lang hatte sie diesen Mann beherrscht, und ihm gegenüber stets ihren Willen durchgesetzt, und jetzt stand er vor ihr, wie ein Richter, um Rechenschaft zu fordern, die sie ihm nicht geben konnte und wollte.

Sie raffte sich zusammen und wandte sich ihm wieder zu.

Ich habe die Unwahrheit nicht gesprochen! rief sie.

Das wagst Du mir zu sagen? sagte Börner, und seine Brauen zogen sich mehr und mehr zusammen.

Du hast den Schmuck Deinem Bruder als Pfand für eine Wechselschuld gegeben, an demselben Abend hat er hier mehr als hundert Thaler im Spiel verloren, am folgenden Morgen hat er den Schmuck verkauft und gestern hast Du ihm zweihundert Thaler gegeben, um den Schmuck wieder einzulösen. Du siehst ich bin einigermaßen unterrichtet, und dennoch wagst Du zu sagen, Du habest die Unwahrheit nicht gesprochen!

Sie warf sich auf einen Sessel und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen. Sie konnte ihre Schuld nicht leugnen, und der Wunsch stieg in ihr auf, daß Börner ihr vergeben möge. Sie wollte aufspringen und ihn darum bitten—dennoch blieb sie sitzen.

Sieh, fuhr Börner fort, als Du mich vor wenigen Tagen um Geld batest, vertraute ich Dir und habe es Dir gegeben—zum zweiten Male wirst Du mich nicht täuschen. Um das ausschweifende Leben Deines Bruders zu unterstützen, betrügst Du mich, betrügst Heinrich und Deine eigenen Kinder. Gehörte dies Gut mir, so würde ich nur mir selbst verantwortlich sein, jetzt bestehle ich meine Kinder, wenn ich Geld für Deinen Bruder ausgebe. Theile ihm meinen Wunsch, daß er dies Haus nicht wieder betritt, mit.

Bertha befand sich in einer fieberhaften Aufregung. Ihren alten Stolz rief sie zurück.

Er wird mich und nicht Dich besuchen! rief sie.

Jedenfalls nicht hier auf dem Gute meines Sohnes! warf Börner ein. Ich würde ihm die Thür weisen müssen, und das wäre mir auch in Deinem Interesse nicht angenehm.

Hastig, ohne Gruß verließ er das Zimmer.

Bertha schaute ihm einige Secunden lang starr nach; ihre Augen hatten einen stechenden Glanz, ihre Lippen waren fest aufeinandergepreßt. Die Farbe ihres Gesichtes war weiß, fast grau. Schnell drohend trat sie auf die Thür zu, als ob sie ihrem Manne folgen wolle, dann blieb sie plötzlich stehen und kehrte langsam zu ihrem Sessel am Fenster zurück.

Ihre Kinder kamen lustig in das Zimmer geeilt, sie sandte dieselben wieder fort, denn jetzt mußte sie allein sein, sie wäre nicht im Stande gewesen, ihnen das leiseste Lächeln zu zeigen.

Sie zürnte ihrem Bruder, weil derselbe ihr Vertrauen so arg getäuscht, weil er sie so schändlich betrogen hatte, sie trat an den Schreibtisch, um ihn aufzufordern, zu ihr zu kommen und sich zu rechtfertigen, noch hielt sie indeß die Feder nicht in der Hand, als sie schon wieder unentschlossen zurücktrat. Sie wußte im Voraus, daß er nicht kommen werde, und wenn er wirklich kam, daß sie nicht den Muth hatte, ihn mit Vorwürfen zu überhäufen und ihm seine schlechte Handlungsweise vorzuhalten.

Er selbst mußte Alles verrathen haben, sonst hätte Börner unmöglich davor so genaue Kenntniß haben können. Vielleicht hatte er mit seinem Spiel- und Zechgenossen sich über ihr Zutrauen und ihre Thorheit lustig gemacht; ihm war ja nichts mehr heilig, als sein eigenes Ich.

Sie war auf Börner noch mehr erbittert, als auf ihren Bruder. Sie liebte ihn nicht und sollte sich nun mit einem Male seine Herrschaft gefallen lassen! Sie sollte seine harten Worte ruhig ertragen; Das erschien ihr fast unmöglich, und dennoch hatte sie nicht erwidern können, weil sie ihm die Unwahrheit gesagt.

Sie starrte durch das Fenster in den Park. In dem Augenblicke wurde ein Pferd, ein Ponny, gebracht, welches Heinrich sich längst gewünscht hatte. Der Knabe wurde gerufen und seine Freude war eine große, offene. Schmeichelnd liebkoste er das fromme und geduldige Thier. Börner half ihm aufsitzen, und das Pferd trabte mit ihm auf dem Kieswege dahin.

Bertha hörte den Knaben jubeln, sie sah auf dem Gesichte ihres Mannes, welches kurz zuvor so finster geblickt hatte, ein freudiges Lächeln. Erzürnt sprang sie auf. Dem Knaben erfüllte er jeden Wunsch, mochte derselbe auch noch so theuer sein, für ihn hatte er stets ein freundliches Lächeln und mildes Wort. Auf ihn schien er seine ganze Liebe gehäuft zu haben. Sie hatte den Knaben nie so glühend gehaßt, als in diesem Augenblicke, sie war sich dieses Hasses auch nie so deutlich bewußt geworden. Er hatte von jeher ihren hochgehenden Wünschen im Wege gestanden, ihn sah sie als eine Schranke zwischen sich und Börner an.

Ihre zwei Kinder spielten im Parke. Sie eilten herbei und wünschten gleichfalls auf dem Ponny zu reiten. Börner wies sie zurück, indem er ihnen versprach einen kleinen Sattel mit Lehne für sie anfertigen zu lassen, weil er befürchte, daß sie herabfallen möchten. Er sprach freundlich und liebevoll mit ihnen. Bertha hörte seine Worte nicht, sie sah nur seine zurückweisende Bewegung und bemerkte, daß die Kinder betrübt davon gingen.

Sie liebt er nicht! rief sie heftig, für sie hat er weder ein Herz, noch ein Auge, und doch sind es gleichfalls seine Kinder! —Er liebt ja auch die Mutter nicht. Selbst diesen geringen Wunsch hat er den Kindern nicht erfüllt.—Sie sind freilich nur Bettler gegen den reichen Buben, der dies Gut allein erben, der einst die Macht haben soll, uns vom demselben fortzujagen!

Sie schritt aufgeregt im Zimmer auf und ab und rief ihre Kinder zu sich auf ihr Zimmer, um sie an dem Tage nicht wieder von sich zu lassen.

Die Nacht war hereingebrochen. Es war eine jener wunderbar lauen und stillen Nächte, wie sie nur der Frühling aufzuweisen hat, Sie erinnerte an die südlichen Nächte mit ihrem dunklen reinen Himmel, an welchem die ganze zahllose Schaar der Gestirne leuchtet und flimmert. Die Luft war von dem Dufte der verschiedensten Blumen erfüllt. Nachtigallen schlugen in den Gebüschen des Parkes und ihr Sang klang wie das Aufjauchzen einer Menschenbrust; überall die Pracht der Nacht.

Börner hatte, wie er es öfter zu thun pflegte, lange gelesen. Der Inhalt eines Buches hatte ihn ganz besonders gefesselt. Als er damit fertig war, bog er sich hinab aus dem geöffneten Fenster und sog die warme Luft und den Duft der Blumen ein. Er wollte erst hinabsteigen in den Park und noch einige Zeit lang spazieren gehen, er unterließ es indeß, weil es schon spät war. Er ging in das neben seinem Arbeitzimmer gelegene Schlafgemach und legte sich zur Ruhe nieder. Die Aufregung des Tages hallte in ihm noch nach.

Bereits halb eingeschlafen, sah er Wolff's spöttisch lächelndes Gesicht im Geiste, er sah denselben über sich lehnen, glaubte sein höhnendes Lachen zu hören. Erschreckt fuhr er empor—er war allein. An Heinrich dachte er jetzt. Noch einmal rief er sich des Jungen Freude in das Gedächtniß zurück, und dieses Bild wirkte beruhigend auf ihn. Er schlief ein.

Noch hatte er keine Stunde geruht, als er durch lauten Feuerlärm wachgerufen wurde. Erschreckt sprang er empor. Zwischen den Bäumen im Parke hindurch sah er die Flammen emporschlagen—nur ein Haus stand dort—das Gartenhaus, in welchem Heinrich mit seinem Lehrer wohnte.

Der Schrecken nahm ihm für einige Momente die Kräfte und er mußte sich am Fenster halten, um nicht umzusinken. Dann raffte er sich zusammen, warf einige Kleidungsstücke um und stürzte hinaus.

Als er an dem Gartenhause anlangte, stand das ganze Gebäude bereits in hellen Flammen. Die Flammen schlugen zur Thür und den unteren Fenstern heraus und verwehrten jeden Eintritt. Die unteren Räume des kleinen Hauses waren von dem Gärtner dazu benutzt, um Stroh, Reisholz und Sämereien in ihnen aufzubewahren—darüber wohnte Heinrich mit seinem Lehrer.

Auf diese Wohnung richtete Börner den Blick—er sah Niemand. Sein Auge fuhr suchend im Parke und unter den wenigen Menschen, welche rathlos dastanden, umher.

Wo ist mein Sohn? Wo ist Heinrich? rief er.

Niemand antwortete—denn Niemand hatte ihn gesehen.

Dies Schweigen ließ das Blut in Börner's Adern fast erstarren.

Allmächtiger Gott, dann ist er noch im Hause! schrie er laut auf. Rettet ihn —rettet ihn!

Es fehlte den Umstehnden nicht an guten Willen, allein es war aber unmöglich, in das Haus zu dringen, aus dessen sämmtlichen unteren Räumen die Flammen hervordrangen.

Rettet ihn—rettet ihn! rief Börner noch einmal verzweiflungsvoll.

Andere Männer kamen während dessen mit Löschgeräthschaften herbei.

Kaum hatte Börner eine Leiter erblickt, welche sie trugen, so stürzte er auf dieselbe, erfaßte sie mit Kräften, welche nur die höchste Verzweiflung verlieh, richtete sie, von einigen Männern unterstützt, empor und stieg hastig hinauf. Ein Mann suchte ihn zurückzuhalten, denn nur mit größter Gefahr war sein Vorhaben verbunden. Hastig stieß er ihn zurück. Er dachte nur an seinen Sohn und nicht an die Gefahr, der er er sich aussetzte.

An dem Fenster des Zimmers, in welchem Heinrich schlief, angelangt, schlug er dasselbe ein. Dichter Rauch drang ihm entgegen. Laut, ängstlich rief er Heinrich's Namen—Niemand antwortete ihm. Den fast erstickenden Rauch nicht achtend, auf die Stimmen, welche ihn unten riefen, um ihn zurückzuhalten, nicht hörend, war er im Begriff durch das Fenster zu steigen, als eine Mauer einstürzte und die Leiter auf der er noch stand, umschlug. Einen Augenblick lang hielt er sich am Fensterrande noch fest, allein die emporschlagende Flamme, der Rauch und die große Hitze betäubten ihn, er stürzte bewußtlos herunter.

Unwillkürlich stießen alle einen lauten Schrei des Schreckens aus. Mit Gefahr ihres eigenen Lebens zogen ihn einige Männer aus der drohenden, sengenden Nähe des Feuers und legten ihn auf den nahen Rasen nieder. Bewußtlos, wie er war, bemerkte er von Allem, was mit ihm geschah, nichts.

Dieser neue Unfall hatte die Aufmerksamkeit der zur Hilfe herbeigeeilten Menschen von dem brennenden Hause fortgezogen. Es war doch eine Rettung des Hauses nicht mehr vorhanden, denn schon hatten die Flammen das obere Stockwerk erfaßt und schlugen zum Dache hinaus.

Börner lag noch immer ohne Bewußtsein da. Die Flammen hatten seine Kleider halb verzehrt, sein Gesicht war durch Rauch geschwärzt, von Blut beschmutzt, denn durch den Sturz hatte er sich am Kopfe verletzt. Noch kannte indeß Niemand die Gefährlichkeit dieser Wunde.

Aus dem nahen Teiche wurde Wasser geholt, das Gesicht ihm damit besprengt und gewaschen—er schlug die Augen nicht auf.

Schon war man im Begriff, den Unglücklichen in da Haus zu tragen, als Bertha herbeistürzte. Die Nachricht von dem Geschicke ihres Mannes war schon zu ihr gedrungen. Sie warf kaum einen Blick auf das bereits zusammengestürzte Gartenhaus, sondern eilte zu Börner und warf sich neben ihm auf den Rasen nieder. Ihre Kleidung war nur eine leichte, ihre blonden Locken fielen wirr, ungeordnet herab.

Börner, Börner! rief sie, und aus ihrer Stimme klang Schmerz und Verzweiflung. Sie hob des Bewußtlosen Kopf empor. Blut floß über ihre Hände hin. Noch einmal rief sie seinen Namen, als sie indeß auch jetzt keine Antwort erhielt, als sie kein Lebenszeichen an ihm bemerkte, warf sie sich mit der Leidenschaft der Verzweiflung über ihn.

Dann richtete sie sich empor und gab mit zitternder Stimme den Befehl, den Arzt aus der Stadt zu holen und Börner in das Schloß zu tragen.

Schon hatten die Hände mehrerer Männer den Bewußtlosen umfaßt und emporgehoben, als er die Augen aufschlug. Sein erster Blick fiel auf den brennenden Trümmerhaufen des Gartenhauses.

Wo ist Heinrich? rief er, sich langsam und mühsam emporrichtend.

Keiner wagte zu antworten, denn Alle glaubten, daß der, nach dem er gefragt hatte, unter den Trümmern des zusammen gestürzten Hauses begraben liege.

Wo ist Heinrich? wiederholte er noch einmal und richtete den Blick fragend auf Bertha.

Ich weiß es nicht—erwiderte diese, die Leute sagen, daß—daß—!

Sie beendete ihre Worte nicht.

Bei dem Trümmerhaufen waren jetzt zahlreiche Hände beschäftigt und suchten die noch brennenden Balken zu löschen oder der Gluth zu entreißen.

Börner hatte die unausgesprochenen Worte seiner Frau verstanden. Er richtete sich noch höher empor, die Augen traten ihm aus dem Kopfe, die Arme streckte er verlangend nach dem Feuer aus, dann sank er mit einem halbunterdrückten Aufschrei wieder ohnmächtig zusammen.

Er wurde in das Schloß, auf sein Zimmer getragen. Bertha folgte ihm. Die Wunde an seinem Kopfe blutete noch immer. Sie konnte nicht beurtheilen, ob dieselbe gefährlich war, indeß mußte sie dieselbe mit Besorgniß erfüllen, da sie sich in der Gegend der Schläfe befand.

Die Diener hatten das Schloß verlassen und befanden sich an der Stätte des Brandes; auch die Männer, welche Börner gebracht hatten, kehrten dorthin zurück. Bertha befand sich allein mit dem Bewußtlosen. Sie wusch ihm das Gesicht und die Schläfe, sie suchte das Blut zu stillen, doch langsam rann es fortwährend an seinem Halse nieder. Ihre Hände zitterten, aus ihrem Gesichte war jeder Blutstropfen gewichen, selbst die festgepreßten Lippen hatten eine graue Farbe bekommen. In ihren Augen glänzte keine Thräne, sie blickten groß und —starr.

Börner's Diener trat in das Zimmer. Bertha bemerkte ihn erst, als er dicht neben ihr stand.

Hat man Heinrich's Körper noch nicht gefunden? fragte sie.

Noch nicht. Mehr als hundert Hände sind thätig, den Schutt wegzuräumen.

Er scheint mit der Decke durchgebrochen zu sein, und dann ist das ganze Haus über ihm zusammengestürzt. Sein Tod muß augenblicklich erfolgt sein, wenn er nicht vorher erstickt ist.

Bietet alle—alle Kräfte auf, bis Ihr ihn findet, rief Bertha. Ist er todt, so soll zum wenigsten sein Körper den Flammen entrissen werden! — Oh, es wird Börner's Tod sein, wenn er die schreckliche Nachricht erhält!

In diesem Augenblicke wurde die Thür des Zimmers aufgerissen und Heinrich stürzte herein, mit lautem Aufschrei auf seinen Vater zueilend.

Erschreckt war Bertha einen Schritt zurückgetreten. Ihr starrer Blick ruhte auf ihm, als sei er ein dem Grabe Entstiegener.

Vater, Vater! rief der Knabe laut und warf sich mit leidenschaftlichem Schmerze über den Bewußtlosen. Er küßte ihm die bleichen Hände, die Wangen und den Mund, seine Thränen tropften auf die Stirn des Unglücklichen, allein sie waren nicht im Stande, ihn zum Bewußtsein zurückzurufen. Sein Schmerz kannte keine Grenze, er umklammerte seinen Vater so fest, als könne er nur in seinem Arme wieder zum Leben erwachen.

Der eintretende Arzt mußte ihn fast mit Gewalt von dem Verwundeten trennen. Er wollte ihn aus dem Zimmer entfernen, allein Heinrich erklärte mit Entschiedenheit, daß er seinen Vater auch nicht auf eine Minute verlasse.

Der Arzt ließ ihn gewähren und wandte seine Aufmerksamkeit auf Börner. Er wusch die Wunde und untersuchte sie genau.

Heinrich stand dicht daneben und wandte den Blick nicht von dem Gesichte seines Vaters.

Ist die Verletzung gefährlich? fragte Heinrich endlich, als der Arzt kein Wort sprach.

Dieser nickte schweigend mit dem Kopfe.

Das Gesicht mit beiden Händen bedeckend, stand der Knabe schluchzend da.

Von dem Diener unterstützt, brachte der Arzt den noch Bewußtlosen, nachdem er ihn verbunden hatte, in das Bett; dann trat er zu Bertha, welche regungslos in einem Sessel saß und die Augen starr vor sich hin auf den Boden gerichtet hielt.

So hatte sie während der ganzen Zeit dagesessen. Sie hatte Heinrich's Frage nicht gehört, ja sie schien nicht einmal bemerkt zu haben, daß Börner in sein Bett gebracht war. Aus ihren starren Zügen sprach Abspannung und Verzweiflung. Erst als der Arzt dicht an sie herantrat, richtete sie sich, wie aus einem Traum erwachend, empor und ließ den Blick durch das Zimmer hinschweifen.

Wo ist mein Mann? fragte sie.

In seinem Bette, gab der Arzt zur Antwort.

Ist er zum Bewußtsein zurückgekehrt?

Der Arzt schüttelte ablehnend mit dem Kopfe.

Herr Doktor, es ist Gefahr für sein Leben vorhanden! rief Bertha, seinen Arm fast krampfhaft erfassend. Sagen Sie mir die Wahrheit — ich muß sie wissen!

Können Sie dieselbe auch ertragen? warf der Arzt ein.

Ich werde sie ertragen!

So machen Sie sich auf das Schlimmste gefaßt. Ich hielt es ohnehin für meine Pflicht, Sie darauf vorzubereiten.

Bertha zuckte zusammen, allein noch immer kam keine Thräne in ihr Auge; sie war gefaßt, ja sie erschien äußerlich sogar ruhig.

Sie haben keine Hoffnung? sprach sie. Sie halten ihn für unrettbar?

Der Arzt zuckte ausweichend mit der Schulter.

Auch wir Aerzte sind nicht im Stande, auch nur eine Minute in die Zukunft zu blicken. Auch wir können nicht mit Bestimmtheit sagen: so wird es und so muß es kommen, auch unsere Wissenschaft ist den allgemeinen Gesetzen der Natur unterthan und von ihnen abhängig.

Ich weiß es, erwiderte Bertha hastig. Ich verlange auch nur Ihre Ansicht zu wissen, ich werde Sie nicht für die Unfehlbarkeit derselben verantwortlich machen. — Herr Doktor, sagen Sie mir Ihre Ansicht, glauben Sie, daß mein Mann zu retten ist?

Machen Sie sich auf Alles gefaßt—es ist möglich, daß er den Sonnenaufgang nicht erlebt, denn es steht schlimm mit ihm.

Bertha wankte, sie drohte umzusinken, zur rechten Zeit indeß hielt sie sich noch an einem Tische.

Der Arzt war ihr indeß zu Hilfe gesprungen — sie hatte sich bereits wieder gefaßt.

Ich danke Ihnen, sprach Sie, seine Hilfe zurückweisend. — Ist es Ihnen möglich, so bleiben Sie bei meinem Manne. Bieten Sie Alles auf, sein Leben zu erhalten — ich — ich weiß kaum, ob ich im Stande bin, ihn zu pflegen.

Sie strich mit der Hand über die Stirn hin.

Der Arzt versprach, ihrem Wunsche nachzukommen. Gleichzeitig mit ihr trat er in das Nebenzimmer an Börner's Bett. Zur Seite desselben, den Kopf auf das Bett gebeugt, lag Heinrich auf den Knieen. Er hielt die Hand seines Vaters fest umfaßt. Er schluchzte noch immer hastig, allein es war ein Schluchzen ohne Thränen, ein Weinen, welches seinen Schmerz nicht linderte.

Der Arzt legte die Hand auf seinen Kopf und suchte ihn fortzuziehen, weil er befürchtete, des Knaben schwache Gesundheit sei dieser Aufregung nicht gewachsen.

Heinrich schüttelte heftig ablehnend mit dem Kopfe.

Ich bleibe hier! sprach er, sich empor richtend und beugte sich dann wieder nieder auf die Hand seines Vaters.

Für seine Mutter hatte er noch keinen Blick, kein Wort gehabt — auch diese sprach nicht zu ihm, auch sie schien ihn kaum zu bemerken. Sie verließ bald darauf das Zimmer, um zu ihren Kindern zu eilen.

Unendlich langsam schwand die Zeit bis zum Morgen dahin.

Der Arzt blieb an Börner's Bett sitzen und legte selbst kalte Umschläge auf die Wunde. Heinrich richtete sich nur dann und wann empor, um einen Blick auf das Gesicht seines Vaters zu werfen. Er nahm keine Aenderung in demselben wahr.

Endlich erhob er sich und trat dicht an den Arzt heran.

Retten Sie meinen Vater! sprach er mit leiser, bebender Stimme, des Arztes Hand erfassend. Wenn mein Vater stirbt, stehe ich ganz allein im Leben da, dann mag auch ich nicht mehr leben. Sie müssen ihn retten!

(Fortsetzung folgt.)

Regenmacherei aus der Tiefe.

Kaum haben sich die Hochwasserfluthen verlaufen, so entsteigt wieder dem großen reichen Westen der Seufzer über schrecklichen Wassermangel Mit der Dyrenfurth'schen Regenmacherei hapert es noch immer, und wenn dieselbe überhaupt Regen bringt, so scheint dieser mit großer Hartnäckigkeit sich zu Zeiten und an Orten einzustellen, wo man ihn nicht haben will. Millionen und Abermillionen sind schon erfolglos zur Lösung der westlichen Wasserfrage verplempert worden, ehe man von den Attentaten Dyrenfurths und Anderer auf den Himmel etwas wußte, und letztere sehen auch nicht darnach aus, als ob sie dem Stabe Moses erfolgreiche Concurrenz machen werden. Neuerdings aber hat man etwas vor, was einigermaßen in das mosaische Fach schlägt. „Was man vergebens vom Himmel herunter zu kriegen versucht hatte —holen wir es doch aus der Erde herauf!" so erschallt jetzt die Parole; „Dyrenfurth und Genossen haben zwar das Blaue vom Himmel herunter gelogen, aber dasselbe hat sich nicht in befruchtendes Wasser verwandelt; wir jedoch haben ganze Oceane des schönsten Wassers zu bieten, das nur der Gelegenheit harrt, uns mit seinem feuchten Gruß zu erfreuen!"

Hr. Neuleton vom Bundes-Bewässerungsbureau ist es, der dieses Lied anstimmt, und ist es nur zu hoffen, daß er damit den schmachtenden westlichen und südlichen Landwirthen nicht blos—den Mund wässerig macht. Seine Ansichten und Versprechungen lassen sich dahin zusammenfassen:

Unter jener großen dürren Erdkruste sind vielfach riesige, unerschöpfliche Mengen des kostbaren Nasses schon seit Jahrhunderten, ja seit Jahrtausenden aufgespeichert, und sobald man sie aus ihrem unterirdischen Gefängniß erlöst, werden sie jubelnd allenthalben sich auf die Oberfläche stürzen und die Wildniß erblühen machen, wie die Rose. Unter Nord- und Süd-Dakota schlummert ein gewaltiger Ocean, der sich bis jetzt nur durch eine Anzahl zerstreuter aufsteigender Quellen bemerklich gemacht hat.

Sechs Männer wurden durch eine Naturgas-Explosion an der Nathan Cook Gas-Quelle, 2½ Meilen südlich von McDonald stark verbrannt. Alle werden genesen, bis auf einen, Adam Carlisle, der seinen Verletzungen erliegen wird. Der durch das Feuer entstandene pekuniäre Schaden wird $2000 betragen.

E. W. Grimmis, der 19jährige Sohn eines reichen Farmers in Enon, O., wurde im Walde an dem Aste eines Baumes hängend gefunden. Sein Hund hatte seinen Vater an den Platz geführt.

Die „Gerichtssprache" in Deutschland.

Es gab eine Zeit, wo die Gelehrten ihre eigene Sprache hatten: das Lateinische. In ihr wurden die Lehrbücher für die Studirenden geschrieben; in ihr unterhielten sich, wenn es Berufssachen galt, nicht nur die Theologen und Philologen, sondern auch die Mediciner und Juristen. Diese Zeiten aber liegen lange hinter uns; eine „überwundene" nennen wir sie stolz. Einzig der Arzt hat noch in das neunzehnte Jahrhundert das Vorrecht gerettet, seine Recepte in der klassischen Sprache des alten Roms verfassen zu dürfen. Deutsch dagegen ist der Gottesdienst, in den protestantischen Ländern wenigstens, schon seit Jahrhunderten geworden; deutsch wird der Unterricht der Jugend auch in den sogenannten hohen Schulen ertheilt; in deutscher Sprache docirt der hochgelehrteste Professor, ob er sich noch so zierlich in cicermonianschem Latein auszudrücken vermag. Deutsch endlich ist die Gerichtssprache geworden, wenn auch für die Gerichtsbeschlüsse die grundlegende Weisheit noch immer den ehrwürdigen Bänden des „Corpus Juris" entnommen wird, die einst die Rechtsgelehrten des Kaisers Justinian zusammentrugen. Die Gerichtssprache — der Paragraph 186 des Gerichtsverfassungsgesetzes verkündet es klar und deutlich— ist die deutsche. Aber was ist es oft für ein Deutsch? „Bei manchen deutschen Gerichten"—so schrieb darüber kürzlich in beherzigenswerther Weise die „Kölnische Zeitung" — „scheint sich die Sitte einzubürgern, sich einer möglichst geschraubten und unverständlichen Ausdrucksweise zu bedienen. Der Nichtjurist ist nicht selten genöthigt, sich einen Erlaß von einem Eingeweihten in unser geliebtes Deutsch übertragen zu lassen. Unsere arme Sprache wird vielfach mißhandelt, aber abgesehen von den Hegelianern erleidet sie durch manche Juristen die größte Mißachtung. Der Athem geht dem armen Laien aus, bis er an das Ende der ellenlangen, mit Schachtelsätzen mehrfach durchbrochenen Sätze mancher Erkenntnisse angelangt ist. Weshalb theilt man die Satzungeheuer nicht in mehrere Untersätze? Sollte es denn den deutschen Gerichten wirklich so schwer fallen, sich etwas verständlicher auszudrücken? Man vergleiche einmal die Ausdrucksweise der französischen Gerichte mit derjenigen der deutschen; wie klar und verständlich, wie anmuthig und gefällig ist dort die äußere Form der Urtheile und Beschlüsse und wie schwerfällig, scholastisch und unschön ist sie oft bei uns! Nun mag ja allerdings zugegeben werden, daß die französische Sprache den Bedürfnissen der Juristen in höherem Maße entspricht als die deutsche, allein trotzdem läßt sich die Sprache unserer Juristen bei gutem Willen und einiger Aufmerksamkeit wesentlich verbessern. Es darf auf die Entscheidung des Reichsversicherungsamtes in dieser Beziehung hingewiesen werden, welche an klarer und verständlicher Ausdrucksweise zweifellos den Vorzug vor den Urtheilen vieler Gerichte, leider auch vor vielen Urtheilen des Reichsgerichts verdienen. Die Zeiten sind doch wohl vorüber, in welchen eine unverständliche Sprache als das beste und sicherste Kennzeichen für den wissenschaftlichen Werth einer Arbeit galt. In der Philosophie hat man mit der Hegel'schen Sprache längst gebrochen; in der Rechtswissenschaft scheint das nicht der Fall zu sein, denn zahlreiche Urtheile sind in einer Sprache abgefaßt, daß der Altmeister, wenn er heute aus seinem Grabe aufstiege, den Verfassern derselben vorbehaltlos das Zeugniß ausstellen würde, daß sie ihm in der Kunst, Unverständliches zu Papier zu bringen, ebenbürtig seien. Es wäre vielleicht nicht unangemessen, wenn die Justizverwaltungen der Bundesstaaten diesem Uebel einmal ihre Aufmerksamkeit schenken und den Gerichten empfehlen wollten, sich einer Sprache zu bedienen, welche auch dem ungebildeten Laien das Verständniß ihrer Entscheidungen nicht gerade vollständig unmöglich macht." — So urtheilt die „Köln. Zeitung", aber wohl nicht in der Absicht, nur für das Rechtsgebiet des Code Napoleon Beachtenswerthes zu schreiben.

Der Alligator.

Am Ufer des Mississippi saß einsam und verzagt
Ein alter Alligator, von Zahnschmerz furchtbar geplagt;
Auch quälte den Armen der Hunger gar sehr und das war bös,
Er konnte gar nichts beißen, die Zähne waren cariös.
Er jammerte und stöhnte und seufzte schwer und bang
Und Krokodilsthränen floßen ihm über die Wang'.
Da kam des Weg's gezogen, g'rad zu derselben Frist,
Sein Werkzeug in der Tasche, ein American-Dentist.
Der wurde durch das Jammern und Klagen des Kranken gerührt
Und hat dem Alligator die sämmtlichen Zähne plombirt.
Doch als nun der Dentiste thät' fordern sein Honorar,
Erzürnte der Alligator und fraß ihn mit Haut und Haar.—
D'rum wenn ein Alligator auch heftigen Zahnschmerz hat
Und Du bist ein Dentiste, folg' meinem weißen Rath
Und nimm' aus der Geschichte die kluge Lehr d'raus:
„Plombir' ihm nicht die Zähne, reiß' sie ihm lieber aus."